

(Nachdruck verboten.)

29]

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

„Undankbar!“ donnerte er, und durch die Empörung hindurch, von der er glühte und bebte, klang erschütternd eine Klage lang erlittenen Schmerzes. „Undankbar? Und was verdank ich Euch? Für den Bettel, den Ihr zu meinem Unterhalt hergegeben, hab ich mit meiner Arbeit tausendfach bezahlt. Den Unterricht in der Schul hat mir der Lehrer umsonst erteilt. Keine Hose, kein Hemd, keinen Schuh hab ich von Euch bekommen. Den Grund, auf dem mein Haus steht, habt Ihr mir doppelt so teuer verkauft, als er wert ist. Wie der Bürgermeister gestorben ist, habt Ihr mir die Schuld gegeben an seinem Tod; Eure Kinder hätten mich beinahe gesteinigt, und wie ich freigesprochen war, da hat es geheißt: Bist doch ein Giftmischer! Jetzt rette ich dem Peter sein Leben, und weil ich dabei dem Wirt seinen Zaun umgerissen hab, muß ich den Zaun bezahlen. . . . Vagage!“ Er warf ihnen zum zweitenmal das Wort ins Gesicht wie eine ungeheure Ohrfeige, die allen galt und für alle ausreichte, und — war's die elementare Macht des Zornes, der ihm aus den Augen loderte, war es die halb unbewußte Empfindung der Megerichtigung dieses Zornes — trotz des Ausrufes, den jedes Wort hervorrief, konnte Pabel fortfahren: „Warum war't Ihr so mit mir? Weil ich als Kind ein Dieb gewesen bin? — Wie viele von Euch sind denn ehrlich? . . . Weil mein Vater am Galgen gestorben ist? — Kann ich dafür? . . . Vagage . . .“ Und jetzt übermannte ihn die Wut; betäubend, rachebeißend stieg die Erinnerung an alles, was er erduldet hatte und was ungesühnt geblieben war, in ihm auf. Er fand keine Worte mehr für eine Anklage; er fand nur noch Worte für eine Drohung, und die stieß er heraus: „Wenn ich aber heute etwas tue, was mich an den Galgen bringt, dann ist es Eure Schuld!“

Nicht, was er gesagt, und was die wenigsten verstanden hatten, aber seine geballten Fäuste, die herausfordernde Festerstellung, die er angenommen, reizten die Gesammthäten, und plötzlich hagelten Schläge auf Pabel nieder, ohne viel mehr Wirkung hervorzubringen, als ob sie auf einem Felsen gefallen wären. Er machte aber jeden, der auch nur einen Schlag von ihm empfing, kampfunfähig für diesen Tag und vernunftlos auch für ein paar der nächsten Tage.

„Gib jetzt Ruh!“ rief der Förster, dessen große Gestalt in der Tür des Honoratiorenzimmers erschien, „Du hast es ihnen gesagt, jetzt gib Ruh.“

„Gib Ruh!“ tönte ein heiseres Echo zurück. Peter war auf den Tisch gestiegen und schleuderte einen Bierkrug nach dem Kopf Pabels, sehlte ihn und traf Arnost so hart an die Stirn, daß der Wursche taumelte; doch raffte er sich sofort zusammen, sprang auf den türkischen Angreifer los und riß ihn vom Tisch herunter.

Nun war der Kampf entbrannt.

Zwei Parteien bildeten sich, die kleine Pabels, die große Peters; der Wirt und Peschel flüchteten zum Doktor ins Nebenzimmer. Der Förster, der als Friedensstifter aufzutreten gesucht hatte, sah die Nutzlosigkeit seiner Bestrebungen ein, brach sich Bahn durch den Tumult und verließ das Haus. Draußen war schon eine zahlreiche Menge, meist aus Weibern und Kindern bestehend, zusammengelaufen. Die Wuben, beaufacht von der Nähe einer großen Prügelei, schrien, sprangen an den Fenstern empor, rausten sich um die besten Plätze. Die Schwächeren, von den Fenstern der Wirtsstube verdrängt, machten sich an das des Honoratiorenzimmers heran, stoben aber auf einmal kreisförmig auseinander. Ueber ihnen waren ein paar Weine zum Vorschein gekommen und hatten die Köpfe der Jungen als Stützpunkte benutzen wollen, um Boden zu gewinnen. Der Förster eilte hinzu und half dem Inhaber dieser Weine, dem Doktor, aus seiner schwebenden Stellung.

„Nicht mehr möglich, sich in anderer Weise zu entfernen,“ sagte der alte Herr Kopfschüttelnd; „und entfernen muß ich mich . . . Der Golub geht fürchterlich los . . . Ein Vär, der Mensch — das glaubt nur, wer es gesehen hat. — Ich empfehle mich.“

Auf demselben Wege wie der Doktor kam auch Peschel auf die Straße, und hinter ihm der Wirt, der laut klirrte, als er auf den Boden sprang. Dieses Geräusch wurde durch die Messer und Gabeln hervorgerufen, die er eiligst von dem Tischen genommen und in seinen weilsäufigen Kleidern geborgen hatte, bevor er die Gaststube dem tollen Heer überließ, das jetzt darin hauste. Er klagte, daß er nicht auch die Krüge und Gläser habe mitnehmen können, jammerte, trieb die Gassenjugend hinweg, preßte das Gesicht an die Fensterscheiben und suchte zu erkennen, was in der Stube geschah. Aber das furchtbare Ringen ging im Halbdunkel der schon hereingebrochenen Dämmerung vor, im Qualm aufgewirbelten Staubes. Man sah nur einen wild ineinander gekleisterten, hin und her bewegten Menschenknäuel, hörte Stöhnen und Fluchen und das Stampfen schwerer Tritte und das Krachen zertrümmerten Holzwerks.

„O meine Bänke! o meine Tische!“ seufzte der Wirt, und wie er sich an Peschel mit der Frage wenden wollte, ob man nicht nach dem Gendarm schicken solle, war der vorsichtige Rat in Gesellschaft des Doktors verschwunden.

„Herr Förster, machen Sie Ordnung!“ rief der Wirt; „ich steh für nichts — der Schmied, der Arnost, der Golub — drei gegen alle; sie werden alle drei erschlagen . . . mit meinen Bänken, meinen Tischen,“ setzte er, in Verzweiflung ausbrechend, hinzu.

„Wird nicht so arg werden,“ erwiderte der Förster, und plötzlich kamen durch die offene Tür herausgeflogen zwei Bauernjöhne aus Peters Sippe. Sie hatten sich noch nicht aufgerafft, als ein paar gute Freunde ihnen nachkollerten und nicht minder unwillkürlich als die Vorhergehenden drei und vier und fünf andere erschienen, im Purzelbaum, im kurzen Bogen, der mit den Füßen zuerst und jener mit dem Kopfe. Und der Förster begrüßte die Ankömmlinge und verstand es meisterlich, — unterstützt von den Ueberredungskünstigen ihrer Frauen — die wenigen, die sich ansahnten, auf den Kampfsplatz zurückzuführen, von der Ausführung ihres Vorzuges abzuhalten.

Einen unverhofften Verbündeten fand er an Barosch, der unter kräftiger Nachhilfe am Ausgang des Flurs erschien, und hinter dem bald mehrere der älteren Generation angehörnden Männer sichtbar wurden. Auf der obersten Treppstufe blieb Barosch stehen und brachte mit großer Anstrengung hervor: „Der Gescheitere gibt nach.“ Er besann sich, griff mit den Händen in die Luft, wiederholte: „Der Gescheitere gibt nach,“ und fiel die Stufen herunter.

„So ist's recht,“ rief der Förster. „Meine Hochachtung vor den Gescheiterten!“ und als alle in der Tür Eingekleisterten sich herausgedrängt hatten, sprang er die Stiege hinauf, und vor der Wirtsstube angelangt, entfuhr ihm ein: „Boz Blitz und Donnerwetter!“

Wie hatten sich die Reihen gelichtet! Inmitten der Trümmer dessen, was die Einrichtung der Gaststube gewesen war, behauptete Peter und die wenigen Getreuen, die bei ihm ausgehalten hatten, noch das Feld gegen Pabel. Der hatte sich seiner Tacke entledigt und stand in Hemdsärmeln vor Arnost und dem Schmied; zu seinen Füßen kauerte, seinen Schutz anrufend, Virgil. Peter, außer sich, im Fieber glühend, suchte die Seinen zu neuem, offenbar schon oft zurückgeschlagenem Angriff auf den Gegner anzufeuern. Sie aber zagten, und als nun der Förster auf sie losdonnerte: „Frieden! Daß sich keiner mehr rührt!“ — gehorchten sie ihm, und auch Pabel gehorchte; aber sein Gesicht wurde erdfahl, und tödlicher Haß sprühte aus seinen auf Peter gerichteten Augen.

Die Ruhe war von kurzer Dauer. Was die Zwei miteinander auszumachen hatten, vermochte durch die Dazwischenkunft eines Dritten nicht geschlichtet zu werden.

„Gund! Gund! Gund!“ kreischte Peter, fuhr plötzlich mit der Hand in die Hosentasche; ein einschnappendes Messer machte, und er warf sich mit blanker Klinge auf den Gegner. Arnost war vorgestürzt, den Angriff zu parieren; es gelang ihm halb und halb, der gegen Pabels Brust geführte Stoß streifte die Rippen; ein großer Blutpfleck farbte sein Hemd.

„Zurück!“ schrie er, „zurück!“ laßt den Kerl mir allein!“ — und ein Ringen begann, wie das eines Menschen mit einem wilden Tiere. Peter schäumte, biß und kratzte; Pabel wehrte

sich nur, hielt ihn nur von sich, ließ sich Zeit, sammelte seine Kraft zu einem entscheidenden Streich.

Und nun geschah's . . . Mit der Linken sein Gesicht bedeckend, schob er raschen Griffs die Finger der Rechten in Peters ledernen Gurt — hob ihn hoch in die Luft, und keuchte: „Bestie! wenn ich Dich jetzt hinbau, bist Du fertig.“

„Tu's!“ rief Arnost.

„Tu's nicht!“ rief der Förster, und Pabel fühlte die Last seines Feindes schwer werden wie Blei; Peters zusammengekrampte Hände öffneten sich; das Messer entfiel ihm; die hinaufgezogenen Beine sanken matt herab, ein — Erschöpfter erwartete, daß ihm der Rest gegeben werde.

Da lief ein Schauer über Pabels Rücken, und sein Zorn erlosch . . . Er ließ Peter langsam niedergleiten, sagte: „Ich mein', Du hast genug!“ und warf ihn seinen Freunden zu, die den Wankenden, halb Besinnungslosen schweigend aus der Stube geleiteten.

Der Förster schloß hinter ihnen die Thür, und Pabel brach in Jauchzen aus:

„Draußen alle, und wir drinnen!“ Er spürte nichts von seiner Wunde, nichts von den Beulen, mit denen er bedeckt war; er spürte nichts als seine Siegeswonne und eine stürmische, äußerungsbedürftige Dankbarkeit für seine Verbündeten: „Draußen alle, und wir drinnen, wir drei!“

„Wir vier,“ wimmerte Virgil; „hab ich nicht bis zuletzt bei Dir ausgehalten, Pablicek, gegen den Schwiegerjohn?“

Pabel fuhr fort zu jubeln: „Gesagt hab ich es ihnen auch!“

„Gesagt und gezeigt,“ schrie Arnost, „und wenn sie bald wieder was hören oder sehen wollen, kannst auf mich zählen, Kamerad.“

Der Förster musterte Pabel vom Kopf bis zu den Füßen: „Verfluchter Bursch!“ sprach er lächelnd, und Anton lächelte ebenfalls. Der letzte Widerstreit zwischen seiner Eitelkeit und seiner Rechtchaffenheit war geschlichtet:

„Und die Maschin hat er auch repariert,“ sagte der Schmied.

(Fortsetzung folgt.)

Rekrut Vogt.

Von Karl Dionsky.

Es war ein feierlicher Augenblick. Im Halbkreis umstand die Kompagnie ihren Häuptling und aller Augen hingen an seinen Weisheit spendenden Lippen. —

„Paßt 'n bißchen auf, wenn 'n Vorgesetzter mit Euch spricht. So'n Mann ist selten dümmert als Ihr. Also könnt Ihr immer was von ihm lernen.“

Sergeant Krüger, dem die Dbhut der achten Korporalschaft anvertraut war, flüsterte uns diese Mahnung so eindringlich zu, daß das Schlachtroß des Kompagnieführers sich entsetzt aufbäumte und der ganze Halbkreis ins Wanken geriet. Selbst verduzt ob der Wirkung seiner Vermahnung stockte er, warf sich sodann in „militärische Haltung“ und startete unousgesetzt geradeaus die röllig schimmernde Nasenpitze des Hauptmanns an.

Eine bange Minute, der Feldwebel hat unwillkürlich ans Meldebuch gegriffen. Jetzt steht er ungewiß da und spielt nervös mit dem Porteppee, die Offiziere treten von einem Fuß auf den anderen — da endlich tut der Gewaltige seinen Mund auf, räuspert sich und spricht:

„Stillgestanden.“ —

„Leute, Ihr wißt: Morgen ist Regimentschießen. Geübt haben wir Gott sei Dank gerade genug, daß jeder sich eingeschossen haben kann. Freilich, einzelne Lummel haben bei der Vorübung geschossen wie eine gesengte Sau. Immer und immer wird ihnen gepredigt, daß sie das Korn genau in die Kimm nehmen, daß sie das Visier nicht lanten, daß sie den Kolben fest in die Schulter drücken, den Kolbenhals saugend umspannen sollen. Umsonst, die Kerls tun einfach nicht, die knallen wie blödsinnig drauflos und natürlich vorbei, — Unteroffiziere, üben Sie heute nachmittag Zielen, und zwar auf dreihundert Meter stehend freihändig.“

Und dann die Ruhe, Leute, die Ruhe, die dürft Ihr beim Schießen nie verlieren. Besonders die Rekruten möchte ich daran erinnern. Da sind ja Kerls drunter, die zittern wie Espenlaub, wenn sie eine scharfe Patrone im Gewehr haben. Dieser Vogt zum Beispiel hat sich wie ein altes Weib. Passen Sie auf den besonders auf beim Zielen, Sergeant Krüger, der ist ganz verbummelt. Das sag ich Euch gleich: wer mir unter zwanzig Ringe schießt, den sper ich ein, daß er die Beine gen Himmel streckt.

Morgen früh erhält die Kompagnie extra guten Kaffee. Außerdem erhält jeder Mann eine Semmel und eine Spedportion. Feldwebel, sorgen Sie dafür, daß die Scheibenabteilung einige Krüge Simonade mitnimmt.

Mir sind in der letzten Zeit wieder Fälle zu Ohren gekommen, daß einzelne Leute der Kompagnie sich besoffen in der Stadt herumgetrieben haben. Natürlich wieder dieser Vogt. Feldwebel, drei Tage, aber erst nach dem Vergleichschießen. Laßt Euch das eine Warnung sein. Geht nicht in die verfluchten Schnapskühlen, wo man schon vom Dunst besoffen wird, wenn man rein kommt, sondern trinkt Euer Glas Bier in einem anständigen Lokal. — Feldwebel, haben Sie sonst noch was?“

Der Befragte reißt pflichtschuldigst die Knochen zusammen.

„Hein, Herr Hauptmann!“

„Begreten!“

Ein Ruck durchfährt die Kompagnie. Mit scharfem „Rehr!“ löst sich die Linie zu einem regellosen Haufen, der lachend und schimpfend den Pforten der Kaserne zustrebt. Schwere Schritte erschallen auf den Treppen, Gewehre rasseln in den Stützen, Lüren werden aufgerissen und zugeschlagen. Die ganze, eben noch so öde Kaserne ist von Lärm und Leben durchflutet. Da ertönt plötzlich vom Hofe herauf das Hornsignal der sechsten Kompagnie: „Essen holen.“

„Verflucht, da haben wir die Kiste,“ grollt der Herr Befreite Schläuch, Tambour seines Zeichens und Stubenältester von Nr. 27, „der Alte singt und singt, daß es einem zum Halse herauskommt, und dertweil sieht einem die sechste die besten Happen vor der Nase fort. Und das liegt immer nur an Euch Rasselbande, immer sind's die Rekruten. Von Vogt allein hat er 'ne halbe Stunde gesprochen. Den Kerl müßte man ins Maul schlagen, daß ihm die Zähne sektionsweise durch den Mastdarm fliegen. Na warte, Würschchen, wir sprechen uns noch!“ Ergrimmt packte er seine Eßschüssel und stürzte zur Tür hinaus.

Auf die zurückgebliebenen Inassen der Stube 27, durchweg Rekruten, lastete eine trübe Stimmung. Schweigend beschäftigte sich jeder mit seiner Ausrüstung. Auch sie machten wohl alle in Gedanken ihren Kameraden Vogt für ihre elende Lage mitverantwortlich, und nur ein gewisses Mitleid hielt sie bisher ab, ihn ihren Groll fühlen zu lassen.

„Kannst Dich auch wahrhaftig ein bißchen zusammenehmen, Vogt“, knurrte Sander, sein Spindnachbar, „immer haben sie Dich beim Arm und wir müssen alle darunter leiden.“

Vogt erwiderte nichts. Mit zusammengepreßten Zähnen und Tränen im Auge stierte er ins Spind, während die Fäuste nervös den eben ausgezogenen Stiefel bearbeiteten.

„Was hast Du denn im Dienst zu hummeln? Und Du kannst doch ebenso gut wie wir Deine Lumpen in Ordnung haben. Gestern noch hatten wir Deinetwegen Appell im fünften Rod und heute früh war Dein Gewehr wieder nicht in Ordnung“, fuhr der Ankläger unerbittlich fort.

Ein schweres Stöhnen drang aus Vogts Brust. „Meine Sachen sind ebenso gut in Ordnung wie Eure“, flüsterte er.

„hm, ja — siehst Du. Wenn man aber weiß, daß sie einem auf die Rübe haben, dann ist man eben doppelt vorsichtig“, belehrte Sander.

„Es hilft ja doch nichts.“

„Ach, hab Dich man nicht, — Du mußt Dich eben durchfressen. Sieh' mal, wir alle —“

Die Tür wurde aufgerissen und herein trat Befreiter Schläuch, die dampfende Schüssel in den Händen, zugleich erklang unten das Signal der fünften Kompagnie. Alles griff nach der längst bereit gestellten Rapsen und in rasender Hast ging die Treppe hinunter, dem Hofe zu. Wehe dem armen Kerl des jüngeren Jahrganges, der sich etwa nicht beeilt hätte, oder gar dem Nachzügler. Sie wurden unter den Augen des aufsichtshabenden Unteroffiziers mit Fußritten ins Glied befördert. Ja, es herrschte Ordnung in der fünften.

Vogt war daher einer der ersten, die unten ankamen.

„Ach, der Vogt! — Sieh' mal einer an. Natürlich, der legte an der Arbeit, der erste an dem Futtertrog“, höhnte Unteroffizier Klabunde, der Diensthabende. „Wilst Du Schwein gleich rauf und Dir eine reine Schürze umbinden“, brüllte er los, als Vogt sich schweigend ins Glied stellen wollte.

Resigniert führte der Rekrut den Befehl aus. Unter Puffen und Schlägen erreichte er die Treppe, eilte hinauf und kam, noch an der Schürze bindend, eiligst wieder herunter. Klabunde hatte die Kompagnie so lange warten lassen.

„Ehnäpfe vorzetgen!“

Prüfend schritt der Herr Unteroffizier die Front ab. Nur flüchtig besah er die ihm entgegengehaltenen Schüsseln, desto eingehender aber untersuchte er die des linken Flügelmannes, Vogt.

„Das soll ein reiner Ehnäpf sein, Du Ferkel? Zur Pumpe, aber 'n bißchen dalli! Die Kompagnie hat keine Lust, wegen Dich Mißstinken noch länger auf ihr wohlverdientes Essen zu warten.“

Die Kompagnie brauchte ja schließlich auch nicht auf Vogt zu warten, Klabunde hätte, wie so oft, einfach „rechts um“ kommandieren können, die Marken auszugeben und die Ausgabe des Essens wäre erfolgt. Aber dem Herrn Unteroffizier beliebte es zu warten, und so wartete die Kompagnie eben auch. Schließlich kam ja Vogt auch angestürzt und wies die Schüssel vor.

„Na, zum tosfachen ist sie noch lange nicht“, geruhte Klabunde gnädig zu bemerken.

„Eintreten! Rechts um!“

Die Essenausgabe begann. —

Kaum hatte Vogt seine Reisuppe hinuntergewürgt, da begannen auch seine Leiden wieder. Er hatte Stubendienst, und weil

er sicher wusste, daß die auf Stufe 27 herrschende, ohnehin schon sehr strenge Hausordnung ihm gegenüber noch möglichst verschärft gehandhabt werden würde, so reinigte er die Geschirre, Wasserkrüge und Eimer aufs peinlichste, setzte die Stube gründlich und als er sich überzeugt hatte, daß auch alles in guter Ordnung war, übergab er den Dienst Sander, seinem Nachfolger, der ihn auch ohne weiteres übernahm.

Der Herr Gefreite Schlauch hatte sich zur besseren Förderung seiner Verdauung aufs Bett geworfen und beobachtete von hier aus alles, was in der Stube vorging, tat aber so, als ob er schlief. Jetzt reckte er sich, gähnte und frag: „Wer hat denn heute Stubendienst?“

„Ja,“ erwiderte Sander.

„So — mir ist aber so, als ob Vogt ihn hätte.“

„Vogt hat ihn soeben mir übergeben.“

„Was? Und mir meldet er nichts? War denn alles in Ordnung?“

„Ja wohl!“

„Was heißt ja wohl? Selber will ich sehen, ob alles in Ordnung ist. Vogt, zeig' doch mal die Eimer vor!“

Vogt tat, wie ihm geheißen.

„Das sollen reine und saubere Eimer sein? Bist Du verrückt? Spiegeln muß man sich drin können, marsch, runter und beide Eimer gekehrt!“

Vogt war keiner von denen, die schon ihrer minderen geistigen Fähigkeiten wegen sehr leicht in die Gefahr kommen, den Kameraden als Gegenstand mehr oder minder harmloser Späße zu dienen. Im Gegenteil konnte man ihn eher zu denen rechnen, die ihren Verstand sehr gut zu gebrauchen wissen. Aber ein unglückliches Verhängnis wollte es, daß er mit einem die heiligsten Gefühle preußischer Gamaschenknoöpfe empörenden Verbrechen seine militärische Laufbahn eröffnete: er war als unsicherer Kantonnist eingezogen worden. Damit war er schon von vornherein als gänzlich minderwertiges, moralisch verkommenes Subjekt gezeichnet. Und weil er obendrein noch die Frechheit hatte, den gelegentlichen Aufmunterungen seines Korporals ein bedeutend feineres Ehrgefühl entgegenzusetzen, als seine militärische Rangordnung erforderte, so waren sich die Herren Vorgesetzten bald darüber einig, daß diesem Durschen gegenüber eine zwar sehr vorsichtige, aber „gediegene“ Erziehung sehr am Platze sei.

„Vogt, wollen Sie wohl fester ins Eisen greifen: das sind ja saumäßige Griffe!“

„Vogt, zurück, marsch, marsch! — der Mensch läuft hier einfach spazieren, statt einen Parademarsch zu liefern.“

„Vogt, zum Donnerwetter, nehmen Sie sich zusammen, oder ich melde Sie dem Herrn Hauptmann. Sie verderben mir ja alle Frontbewegungen.“

„Vogt, Ihr Koppel sitzt wie ein Pilgerstrich, Ihr ganzer Anzug schlottert Ihnen um den Leib. So geht es doch nicht weiter. Ich melde Sie dem Herrn Feldwebel.“

So sang und klang es dem Armen vom frühen Morgen bis zum späten Abend in die Ohren, und die ewigen Wortwürfe peinigten sein Gemüt. Aus dem kräftigen, gesunden Durschen wurde in unheimlich kurzer Zeit ein schwermütiger, nervöser Kopfhänger.

Das schlimmste aber waren die raffinierten Versuche, die eigenen Kameraden gegen ihn aufzuheben. Mühte irgend eine Übung wiederholt werden, dann hieß es: „Der Vogt hat schuld. Er paßt nicht auf. Seinetwegen müßt Ihr alle leiden.“ Und es gab nicht wenig Kurzsichtige in der Kompagnie, die einen gründlichen Haß gegen ihn im Busen trugen.

Hauptmann Pläterer war kein schlechter Mensch, ja, er war sogar ein guter Vorgesetzter, der für die Leiden seiner Untergebenen ein mitfühlendes Herz hatte. Aber er hätte allwissend sein müssen, wenn er jedem gerecht werden sollte, und schließlich war er ja auch nur ein Mensch mit Fehlern und Schwächen. Wenn er daher, das Exerzieren seiner Leute beaufsichtigend, den Kasernenhof auf und ab schritt und ihm immerfort der Name „Vogt“ entgegenkollte, dann mühte sich schließlich auch bei ihm die Ueberzeugung festsetzen, daß dieser Mann ein besonders renitenter und dabei unfähiger Kerl sei, dem es gar nichts schaden könnte, wenn er ein bißchen „hoch“ genommen werden würde. Verstärkt wurde er in dieser Ansicht noch dadurch, daß Vogt in letzter Zeit das Unglück hatte, besonders schlecht zu schießen. Nach des Hauptmanns Ansicht war aber Schießen die Seele des Dienstes und er sah in jedem schlechten Schützen seinen natürlichen Feind.

(Schluß folgt.)

Richard Wagners Lebens- erinnerungen.

II.

Des Dresdener Hofkapellmeisters Sympathiebezeugungen für die Revolution sind also nicht viel über „ideales Zuschauen“ und Partizipationsbumeln hinausgekommen. Er stellt sich Tag für Tag „mit seiner sonderbar leidenschaftlichen Teilnahme als Beobachter der Vorgänge auf dem Rathhaus ein“, er nimmt an den „Sitzungen der revolutionären Volkspartei nur als „Kunstfreund“ teil, er besucht Versammlungen, „wie um ein Schauspiel zu beobachten“. Endlich wird ihm die Situation

zu brenzlich und er beschließt zu fliehen. Gute Freunde wie Franz Liszt der Gütige, die Züricher Musiker Müller und Baumgartner, der Züricher Staatssekretär Jakob Sulzer bereiten ihm mit tatkräftiger Hilfe Weg und Aufnahme ins Schweizer Exil, wohin ihm, dem ungefährlichen Revolutionär, der verhängnisvolle, ihn lange aus Deutschland verbannende Dresdener Steckbrief folgt. In Zürich dichtete er als ersten Plan der „Nibelungen“ „Siegfrieds Tod“. War sein Herz bei dieser Arbeit, so verfaßte er für ein französisches Journal sechs Artikel: „Kunst und Revolution“, in „welchen ich mich, in meinem revolutionären Sinne, über die moderne Kunst und ihr Verhalten zur Gesellschaft auszusprechen wollte“, nur des Honorars wegen. Es schien ihm nötig, auf solche Anknüpfungsmittel zu verzichten, da „andererseits die Welt sich ganz wieder in der Weise einrichtete, daß ich ohne etwas Geldverdienst nicht gewußt hätte, wie ich in ihr bestehen sollte“. Schöne Welt, die sich so wenig um die ewigen Geldmiseren eines versprengten Freischärlers kümmerte! In Zürich verfaßte W. ferner zwei Schriften, die einen europäischen Skandal erzeugten: „Das Judentum in der Musik“ und „Das Kunstwerk der Zukunft“. W. und seine immer greifbarere Gestalt (Lohengrin, Tannhäuser, die Dichtung Siegfrieds Tod, Tristan!) annehmenden Lühnen und großartigen musikalisch-dramatischen Probleme wurden von den Gegnern höhnisch „Zukunftsmusiker“ und „Zukunftsmusik“ genannt. „Die unerhörten Anfeindungen, welche ich bis auf den heutigen Tag von der sämtlichen Zeitungspreffe Europas erfahren habe, können einzig demjenigen verständlich werden, welcher weiß, daß alle Zeitungen Europas fast ausschließlich in den Händen der Juden sind.“

Der Maiaufstand seines Lebens nahm bald noch schärfere und persönlichere Formen an. Nach dem Ausbruch eines mehr künstlerischen wie konfessionellen Kampfes mit Späße gegen die jüdischen Magnaten im damaligen Musikbetrieb, die Mendelssohn, Meyerbeer, Schlegelinger, nach der revolutionären Proklamation eines neudeutschen Kunstideals mit Späße gegen die terroristische deutsch-französische Große Oper, erfolgt nun sein Versuch zum Sklavenaufstand auch in der bürgerlichen Ghemoral. Er zerbricht die Ehe mit Minna, nachdem sie ihn zerbrochen hat, schwärmt für eine Neuregelung des Verhältnisses der Geschlechter auf Grund einer freien Wahlhe und kommt doch, wie sein späteres Verhältnis mit Cosima beweist, zusehend in den behaglichen warmen Stall der bürgerlich legitimierten Einebe zurückgetreten. In der Frau des reichen Züricher Kaufmanns Otto Wesendonck trat ihm in Zürich das Weib entgegen, in dem er sein sehnsüchtig erträumtes Ideal sah und das er mit ertwiderter Leidenschaft inbrünstig liebte. Das klassische Zeugnis für diese Liebe, der die Welt bekanntlich das tränen- und schmerzreiche Hohe Lied der Liebe: „Tristan und Isolde“ verdankt, sind die „Briefe an Mathilde Wesendonck“. Die von Frau Cosima Wagner herausgegebenen Memoiren strafen die Wesendonck-Briefe in wichtigen Punkten Lügen. Das ist begreiflich, Wem kann mehr daran gelegen sein, das „unmoralische Verhältnis“ Wagner-Wesendonck ebenso ins Unverfängliche zu retuschieren, wie die Moralnachtswächter es mit dem Verhältnis Goethe-Charlotte von Stein versuchten, als eben der zweiten legitimen Gattin Wagners? So nimmt man mit menschlichem Verstande die diplomatische Säge in Kauf wie: „Es bedurfte hierüber einiger vertrauter Mitteilungen, um andererseits eine halb verschwiegene, halb ausgesprochene Uebereinkunft festzusetzen, welche mit der Zeit eine bedenkliche Bedeutung im Auge anderer anzunehmen geeignet war. Somit entstand in betreff unseres nun so nahe gerückten Verlehrs eine gewisse Rücksicht, welche unter Umständen für die beiden Eingeweihten unterhaltend wurde.“ Genug, Minna sah ihre Ehe bedroht, schlug Lärm bei der Familie Wesendonck, benahm sich dabei in ihrer Herzensangst vielleicht nicht taktvoll genug und — blieb auf der Strecke. Der Hausstand wurde aufgelöst, die Ehe später geschieden. W. kam indessen seinen Alimentspflichten bis zu Minnas Tode nach Kräften nach. Sie wäre wohl auch ohne Mathilde Wesendonck gegangen worden. Die freie Wahlhe mit Mathilde wurde abgelöst durch eine andere Frau, Cosima, Liszts Tochter aus seiner freien Ehe mit der Gräfin d'Agoult. Den ersten Auftritt Cosimas auf der Szene seines Lebens schildert W. so: „Als ich ungefähr den ersten Akt meiner Dichtung von Tristan vollendet hatte, stellte sich dagegen ein neu vermähltes junges Paar in Zürich ein, welches allerdings hervorragende Ansprüche an meine Teilnahme geltend machen durfte: Hans v. Bülow traf mit seiner jungen Frau, Liszts Tochter Cosima im Gasthof zum Raben ein. Von dort holte ich sie ab, um für ihren längeren, mir vorzugsweise zugedachten Besuch in meinem kleinen Häuschen aufzunehmen.“ W. fährt dann etwas höhnisch fort: „Ende September reisten meine jungen Freunde zum bürgerlich-gesellschaftlichen Antritt ihrer Ehe nach Berlin.“ Der rückschauende Biograph hatte wohl allen Grund zum Höhn. Bülow bewies später bezüglich des Verhältnisses Wagner-Frau v. Bülow ebenso viel moralische Toleranz wie praktischen Geschäftssinn. Er rebanchierte sich für Wagners Einbruch in seine ehelichen Hürden, indem er „Antiwagnerianer“ wurde und mit fliegenden Fahnen in das Lager Brahmsens einritt.

Zürich wurde auch in geistiger Beziehung für W. bedeutungsvoll. Er lernt Feuerbachs und Schopenhauers Schriften kennen und versenkt sich mit der tragischen Inbrunst des Unbefriedigten in das Evangelium des Pessimismus: Die Welt als Wille und Vorstellung. Georg Hertwegh, der Freiheitsdichter war es, der ihm das Verständnis der Schopenhauerschen Welt so recht aufschloß. Das „freie Individuum“ in W. sträubte sich naturgemäß zuerst gegen die volle

ständigste Entfugung und Abtötung des Willens, bis er dank Herwegh erkannte, daß ja alle Tragik durch die Erkenntnis der Nichtigkeit der Erscheinungswelt bestimmt sei. Jetzt verstand er erst selbst seinen Votan. Der Einfluß Schopenhauers wurde entscheidend für sein ganzes Leben. Diese ernste Stimmung verlangte nach einem erglatzischen Ausbruch ihrer Grundzüge. Der Pessimismus, verstärkt durch seine glückliche, unglückliche, sinnlich-übersinnliche Liebe zu der Frau auf dem „grünen Hügel“, Mathilde Wesendonck, gab ihm die Konzeption des „Tristan“ ein, das Werk, das an Größe und Ernst des dichterischen Werts wie an musikalischem Reichtum, an seelischer Ausdruckskraft der Tonsprache unerreicht steht.

Sieht man die stattliche Reihe „europäischer Geister“, die in diesem Buche Revue passieren müssen, durch und Wagners schroffe Urteile über diese immerhin bedeutenden Staatsmänner, Politiker und Künstler, so muß man eigentlich über seine Naivität, seine primitive Menschenkenntnis lächeln. Er wertet alle Menschen einfach nach dem Nützlichkeitsprinzip. Wer ihn versteht, ihn fördert, ihm Geld leiht, ist gut; wer seiner Musik gegenüber kalt bleibt, seine Miene macht, seine Opern zu erwerben, nicht gewonnen ist, ohne weiteres alle seine neuen Kunstprobleme aufs Tischelchen gut zu heißen, ist dumm und schlecht. Mit erstaunlicher Leichtigkeit werden über Männer der Literatur und Kunst Meinungen zum Besten gegeben, die die Unzulänglichkeiten und Einseitigkeit dieses egoistischen Charakters scharf beleuchten. Von Gottfried Keller, dem Schweizer Klassiker, heißt es: „Ich war erstaunt, in Keller einen auffallend unbehilflichen und spröde ercheinenden Menschen kennen zu lernen, dessen erste Bekanntschaft jedem sofort das Gefühl der Angst um sein Fortkommen erweckte. . . Alle seine Arbeiten, welche wirklich von sehr originellen Anlagen zeugten, gaben sich sogleich aber auch nur als Ansätze einer künstlerischen Entwidlung zu erkennen und man frag sich nun unerläßlich nach dem Werke, welches jetzt folgen und seinen Veruf erst wahrhaft bezeugen sollte. Glücklicherweise wußte man ihn, wie es scheint, schon aus patriotischen Rücksichten, mit der Zeit endlich in Staatsdienste unterzubringen, wo er als redlicher Mensch und tüchtiger Kopf jedenfalls gute Dienste leistete, wenn auch seine schriftstellerische Tätigkeit von jetzt an, nach jenen ersten Ansätzen, für immer zu ruhen schien.“ Dies über den Dichter des „Grünen Heinrichs“ und der „Leute von Seldwyl“. Man muß sich fragen, hat hier Leichtfertigkeit im Urteilen, Unverständnis oder Arroganz die Feder geführt. Ueber seinen treuen Schweizer Gefährten und blinden Anhänger Herwegh akzeptiert er achselzuckend die Meinung eines Jhniters: „S. sei genau betrachtet eigentlich nur ein guter schwäbischer Junge, der durch den jüdischen Nimbus, in welchen er durch seine Frau geraten sei, weit über sein Vermögen hinaus geschätzt und berühmt geworden wäre.“ Fast gehässig wird wiederholt über den „erfolgreichen Berliner Opernmeister“ Meyerbeer, dessen lärmende Operntiraden allerdings das Aufkommen Wagners in Berlin stark verzögerten, ebenso über Mendelssohn der Stab gebrochen. Berlioz ist als Mozardirigent „ein ordinärer Taktschläger“, von seinen schönsten Kompositionen empfindet er „im allgemeinen nur ein der Größe des Eindrucks adäquates Unbehagen“. Tiehatschel und Schnorr von Carolsfeld werden als dumme Tenöre, aufdringliche Menschen hingestellt. Der arme Wendelin Weisheimer, der ja gewiß als Komponist kein großes Licht war, aber seine hingebende Treue gegen Wagner durch viele Opfer besiegelt hatte, wird von B. und Cosima im Leipziger Gewandhausaal unter den Augen der die beiden beobachtenden Familien öffentlich ausgelacht: „Unsere heitere Laune ward beständig unterhalten und angeregt durch die Ungeheuerlichkeit der Weisheimerischen Kompositionen. Für jetzt hatte er, zur großen Enttäuschung seines Vaters, nur die Inkosten zu tragen und dazu die sehr unnötige Beschämung, mir keinen Gewinn bringen zu können, zu verwinden. Freund Weisheimer verfiel seit dieser Zeit in ein Mißbehagen mir gegenüber: er glaube sich sagen zu müssen, daß, wenn er meine glänzenden Orchesterwerke nicht zur Seite gehabt, und nur seine eigenen Kompositionen zu einem billigen Preise dem Publikum geboten hätte, er viel besser daran gewesen sein würde.“ Wie egoistisch berechnend, wie kalt und herzlos klingen alle diese Urteile, selbst über Freunde! Wollends ehrenrührige Behauptungen über das Privatleben des schlesischen Schwarmgeistes Karl von Holtei, der Wagners Direktor in dem Nigaer Theaterland war, nachträglich öffentlich aufzustellen, hätten die Erben Wagners unterlassen sollen, die ja auch sonst dafür gesorgt haben, daß in Dingen, die für den Nationalheros deutscher Kunst verhänglich schienen, das Druck-Manuskript von dem Original-Diktat abwich.

Von Zürich begann der von seelischen und materiellen Nöten gehehte Künstler, dessen bisherige Opern: „Aienzi“, „Fliegender Holländer“, „Lohengrin“ und „Lannhäuser“ sich nur widerstrebend an den deutschen Bühnen besitzigen konnten, während „Aeingold“ und „Tristan“ überhaupt noch unausgeführt waren, ein unsteles Wanderleben, das ihn nach Genf, Brüssel, Venedig, Petersburg, Moskau, Zürich, Wien und Paris führte. In Paris fand am 13. März 1861 die denkwürdige erste Aufführung des „Lannhäuser“ statt. Politische Intrigen und grobes Unverständnis halfen bei der schmachlichen Niederlage mit. Der adlige Jodehklub, ergrimmt über die „arroganz“ des deutschen Musikers und über das Fehlen eines — Balletts in der Oper, pff; die Fürstin Metternich, die Wagner und „Lannhäuser“ dringend Napoleon III. empfohlen hatte, war für den beleidigten Gast Frankreichs ehrlich mit beleidigt: „Geh! mir mit Eurem freien Frankreich! In Wien, wo doch am Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

Ende ein rechter Adel vorhanden ist, wäre der Fall, daß ein Fürst Schwarzenberg oder Diehtenstein aus seiner Loge pfeifend zu „Fidelio“ ein Ballett verlangte, undenkbar.“ Das Sedan für dieses Jena deutscher Kunst kam glorreich; heute herrschen Wagners Opern vom „Holländer“ bis zur „Götterdämmerung“ unumstritten auf Frankreichs musikalischer Nationalbühne.

„Bach! auf, es naht gen den Tag!“ diese Apotheose des Nürnberger Volkes an seinen geliebten Meister Sachs aus den „Meisterjüngern“, deren Gedicht Wagner, auf der Höhe seines dichterischen und musikalischen Schaffensvermögens stehend, in Paris in 30 Tagen, deren Komposition er am Rheinstrom in Diebrich 1866/67 vollendete, sollte sich nun auch an dem vielgeprüften, vielbereschlagenen Odysseus der neuen deutschen Kunst endlich erfüllen. Als die Not am höchsten, war der Potental am nächsten. „Das Wunderbare“ erschien wieder einmal in Wagners Leben. In Stuttgart war's, da nahte sich dem von Schuldnern bis zur völligen Verzweiflung drangsaliierten Dichterkomponisten der rettende Engel in Gestalt des Herrn Psfliermeister aus München. Als Kabinettsekretär Ludwigs II. überbrachte er Wagnern Brief und Ring des Königs mit dem Auftrage, ihn gleich selbst mit nach München zu nehmen. Der Romantiker auf dem Thron, der „erhabene Freund“ sah in dem Schöpfer des „Lannhäuser“ und „Lohengrin“ den himmelblauen Schwanenritter, der ihn in silbernem Rachen hinausführt aus der Prosa verhaßter Regierungsgeschäfte und hinein ins Wunderland der ritterlichen Romantik. Und sie redeten sich gegenseitig an: „Mein Geliebter!“ Veruchte im Grunde Ludwigs Sympathie für Wagners Musik auch nur auf einem Mißverständnis — sein Nichtmitlommen im Fall „Ring“ und „Tristan“ und „Meisterjünger“, den Dramen des eigentlichen Wagners, betweisen das zur Genüge —, so konnte doch aufatmend der Biograph Wagner als letzten Satz schreiben: „Nie jedoch hat unter dem Schutz meines erhabenen Freundes die Last des gemeinsten Lebensdrudes mich wieder berühren sollen.“

Hier — 5. Mai 1864 — schließt das „Leben Wagners“. Von den letzten 20 Jahren seines Lebens erfährt man nichts mehr. Oder darf man die Weltsucht eines vom Getriebe der Menschen angelegten Künstlers, sein Einspinnen in seidene Gewänder, in Fürstengunst, in aristokratische Gepflogenheiten, seinen schließlichen Rückfall zum christlichen Erlösungswahn mit „Parzifal“, seine pretiöse Hofhaltung in der Eremitage Wahrenth nicht mehr Leben nennen. . . ?

War es klug von der Augen Witwe Cosima, die Lebenserinnerungen, die politische und menschliche Entthronung eines Kunstgenies dem Geheimfach in Bahnsried zu entreißen. Hat sie dem Andenten des großen Künstlers genügt durch gehäufte Urkunden und Beweise, wie klein er als Mensch war? Wie ihn ahnend schon Nietzsche erkannte hatte? Wie er vielleicht sein mußte als ein Opfer des Zwiespalts zwischen freiem Künstlertum, genialischem Aufstieg zu neuen unerhoffenen Bezirken der dramatischen Kunst und der jammervollen Indifferenz der besitzenden bürgerlichen Gesellschaft? B. M a u f e.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Chemie des Schlafes. Während eines tiefen Schlafes ist der Mensch ein anderer als im wachen Zustand. Den Unterschied bedingt nicht nur die fast gänzlich ausgeschaltete bewusste Tätigkeit des Gehirns, sondern auch eine wesentlich andere Regelung der Vorgänge in anderen Organen. Insbesondere ist auch der Stoffwechsel während des Schlafes ein anderer, wie Dr. Hirschstein vor dem Verein in Hamburg auf Grund umfangreicher chemischer Untersuchungen nachgewiesen hat. Während der Nacht scheidet nämlich die Niere wesentlich mehr Stoffe aus, die als Enderzeugnisse des Stoffwechsels zu betrachten sind, darunter hauptsächlich Phosphor- und Schwefelsäure und Stickstoff. Hat nun jemand schlecht geschlafen und sind diese Stoffe somit zum größeren Teil in seinem Körper zurückgeblieben, so dauert es gewöhnlich bis zur nächsten Nacht, bis der Körper sich ihrer entledigen kann. Außerdem wird durch eine Beeinträchtigung der Nachtruhe auch die wichtige Ausscheidung des Chlor gestört, die sonst während des Tags am stärksten ist, aber nach einer schlaflosen Nacht unterbunden wird. Es ist gewiß eine für die ärztliche Wissenschaft hochwichtige Erkenntnis, daß Schlafmangel dazu führt, gerade die stärksten Säuren um 24 oder 48 Stunden im Körper zurückzuhalten. Man braucht nur daran zu denken, wie viele Krankheitszustände durch mangelhafte Ausscheidung solcher Stoffe bedingt werden. Dr. Hirschstein hat durch längere Versuche noch genauer ermittelt, in welchen Tageszeiten die einzelnen Stoffe am stärksten ausgeschieden werden. Für die meisten ist dies in den Stunden von 7—11 Uhr abends und von 3—7 Uhr morgens der Fall, während die Tätigkeit der Nieren während der dazwischen gelegenen Stunden des tiefsten Schlafes etwas sinkt. In welcher Weise das Zustandekommen und der Verlauf des Schlafes vielleicht mit diesen Tatsachen selbst zusammenhängt, kann noch nicht gesagt werden. Da die Entstehung des Schlafes neuerdings mit der Bildung eines „Ermüdungsgiftes“ in Beziehung gebracht wird, kann vielleicht gerade die Chemie zur Aufhellung des Schlafrätsels führen.